

felt aufgrund der Viking-Photo-Serie noch, daß früher nicht nur Lava-, sondern auch gewaltige Wassermassen „Kanäle“ in die Mars-Oberfläche gegeben haben.

Das endgültige Aus für den tüchtigen Photo-Satelliten hatten die Nasa-Forscher eigentlich schon um den 20. Juli erwartet. Dann, so hatten sie errechnet, würde das Treibgasgemisch zur Lagesteuerung verbraucht sein. „Ich glaube, er macht sich seinen eigenen Gasvorrat“, scherzte das Bodenteam in Pasadena, als der Satellit auch in den ersten August-Tagen noch nicht zu torkeln anfang.

Wenige Tage später endete die Mission, die im August 1975 mit einem gewaltigen Dröhnen auf Cape Canaveral begonnen hatte, dann doch: mit einem — unhörbaren — elektronischen Seufzer.

GESELLSCHAFT

Alle übersättigt

Von weiblichen Zuhältern, dem Berufsalltag deutscher Dirnen und ihrem Verhältnis zur Frauenbefreiung handelt eine Studie, die zwei Berliner Soziologinnen soeben veröffentlicht haben.

Bezahlen“, weiß eine, „tun einen die Freier hauptsächlich, weil sie von sich selbst labern“, und nur „zweitrangig, weil sie bumsen wollen“: „Das Wichtigste ist, daß sie jemand brauchen, der ihnen für die Scheiße applaudiert, die sie den ganzen Tag machen.“

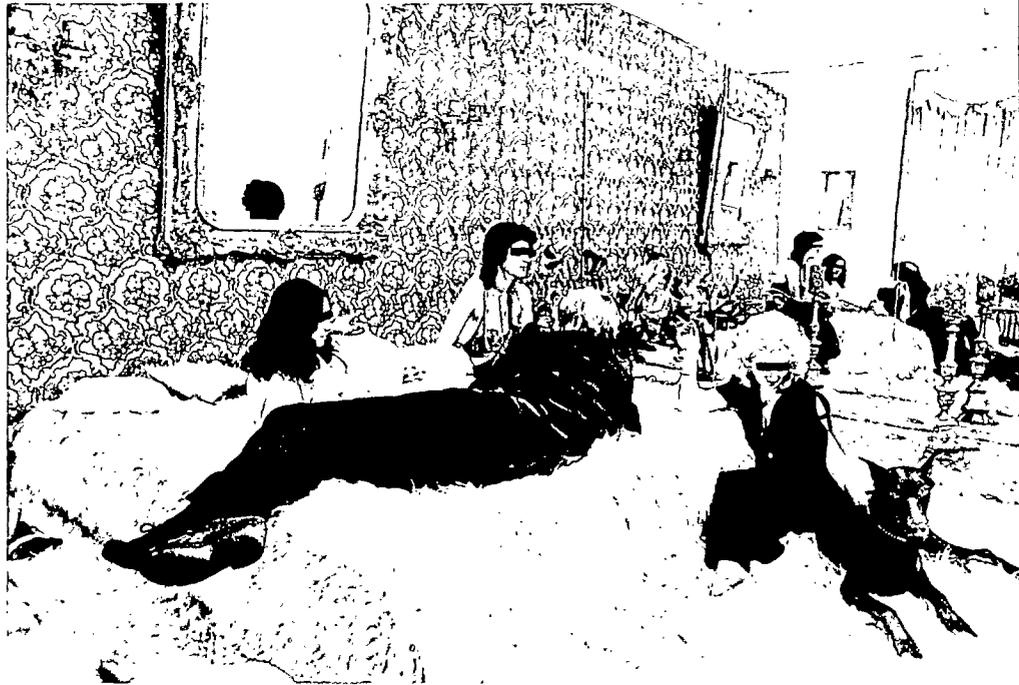
Speziell „die Perversen“, meint eine andere, „die wollen quatschen“. „Du

bist ja“, bestätigt eine dritte, „zum großen Teil auch irgendwie für die Männer 'ne Abladehalde für ihre Probleme.“ Deren oft sentimentales „Gesülze“ allerdings finden die Freudemädchen durchweg „unheimlich belastend“ — „nervenmäßig und so“: „Das arbeitet in mir den ganzen kommenden Tag.“

Viel lieber wäre es den Sex-Gewerbetreibenden, wenn sie ihren Service

im Volk wie in der Wissenschaft verbreiteten Klischeevorstellung.

Wenig, so konstatieren die Autorinnen, spreche beispielsweise für die immer noch häufige Annahme, die Mehrheit der Prostituierten rekrutiere sich gleichsam aus dem Bodensatz der Gesellschaft. Von den 20 Berliner Interview-Partnerinnen stammen zehn aus gutsituierten Mittelschicht-Familien; elf haben eine geordnete Berufsausbil-



Callgirls in einem Berliner Club: „Mal wieder von 'ner Frau angehimmelt werden“

sachlich und zügig abwickeln könnten: „Zack, zack, zack, bloß nicht hinkicken und Serviette knautsch und raus.“ Nur, so hastig läßt sich die Kundschaft heutzutage nicht gern abfertigen, vielmehr: „Man verkauft den Kopf und die Seele mit, und man verkauft Gefühle, auch wenn's keine wirklichen Gefühle sind.“

Am entschlossenen Einsatz der ganzen Person, nicht nur der weiblichen Physis, hängt allem Anschein nach das Geschäft der Frauen ganz vorn „an der Front des Patriarchats“ — so lautet der Titel einer Studie, die zwei Berliner Soziologinnen soeben vorgelegt haben: In ihrem „Bericht vom langen Marsch durch das Prostitutionsmilieu“ lassen Rose-Marie Giesen und Gunda Schumann die Frontkämpferinnen im drastischen Originalton ausführlich zu Wort kommen*.

Was insgesamt 20 West-Berliner Prostituierte den beiden Forscherinnen aufs Tonband gesprochen haben, vermittelt zwar kaum ein repräsentatives, doch sicher ein realistisches Bild vom Berufsalltag deutscher Dirnen — und widerspricht so mancher ehrwürdigen,

dung hinter sich, zehn ein Gymnasium besucht. Fünf haben das Abitur bestanden, und drei gehen tagsüber regelmäßig einem Hochschulstudium nach.

Das sei, räumen die Wissenschaftlerinnen ein, wohl sicher eine „Positivauslese“; dennoch, glauben sie, lasse sich an der womöglich atypischen Auswahl immerhin nachweisen, daß der Weg in die Prostitution nicht notwendig im sozialen Elend beginnen müsse.

Für kaum eine der befragten Frauen war die käufliche Liebe ein letzter Ausweg aus drückender Not. Was die meisten auf den Strich lockte, war eher die Aussicht, dort vergleichsweise rasch ein hohes Einkommen zu erzielen — eine Chance, die sich, nach Ansicht der Frauen, weiblichen Arbeitnehmern sonst nicht allzuoft bietet: „Was kannst du woanders schon verdienen als Frau?“

Daß eine gesteigerte, gar „abartige“ Triebhaftigkeit beim Einstieg in die Prostitution eine Rolle spielen könnte, halten die beiden Soziologinnen für nicht sehr wahrscheinlich. Fast alle Frauen hatten, wie sie kundgaben, am Beginn ihrer Laufbahn mit starken Ekelgefühlen zu kämpfen.

„Ich hab' in der Sauna“, erinnert sich eine, „Horror-Anfälle gekriegt, wenn



Prostituierte in West-Berlin
„Was kannst du woanders verdienen?“

* Rose-Marie Giesen und Gunda Schumann: „An der Front des Patriarchats“, Päd. Extra-Buchverlag, Bensheim: 188 Seiten; 24 Mark.

ich nackte Männer gesehen hab'." Andere sind anfangs „oft zu Hause zusammengebrochen“, weil sie sich besudelt fühlten: „Man stinkt nach dem Freier, man hat am ganzen Körper den Geruch.“

Erst allmählich legt sich der Widerwille bei den Anfängerinnen; doch auch später bleiben die Mädchen bemüht, zwischen sich und ihren Kunden eine innere Barriere zu errichten. Unterläuft ihnen etwa, was selten passiert, während der Arbeit mal ein Lustgefühl, so werten sie das gewissermaßen als Betriebsunfall: „Das betrachte ich immer als äußerste Panne, danach geht's mir schlecht.“

„Haß“, häufiger aber eine gelinde Verachtung bestimmt das Verhältnis der Prostituierten zu ihren Klienten; die sind in ihren Augen allemal „überheblich“, „selbstgefällig“ oder „eingebildet“, vor allem aber „dumm“: Fast grenzenlos, finden die Mädchen, sei die Einfalt der zahlenden Liebhaber, die es kritiklos genießen, „mal wieder von 'ner Frau angehimmelt zu werden“ — während sie in Wahrheit „reine Idioten“, doch „eigentlich nur Mittel zum Zweck sind“.

Doch das ist, andererseits, auch Balsam für das Selbstbewußtsein der Frauen, denen die gesellschaftliche Geringschätzung ihres Gewerbes seelisch zu schaffen macht. Nicht ohne Stolz verweisen sie auf die „Feinheiten“ ihres Berufs, der, wie sie meinen, Intelligenz und schauspielerisches Talent verlangt. „Da mußte einmal das naive Dummchen spielen, das andere Mal die ganz Gewiefte“ und „innerhalb von zehn Minuten checken“, was der Kunde wünscht — schließlich soll er, auch wenn er kräftig zahlen mußte, nachher „glauben, daß es verhältnismäßig billig war und er 'nen guten Schuß gemacht hat“.

Das Bedürfnis, in allen Lebenslagen gleichsam Herr der Situation zu sein, ist nach Ansicht der Berliner Autorinnen ein ausgeprägtes Charaktermerkmal der Prostituierten; es entstand, wie sie glauben, schon in der Kindheit der Frauen.

Auffallend viele von ihnen nämlich stammen aus Familien, in den tyrannische Mütter das Sagen hatten. Sie unterwarfen nicht nur die Kinder einem strengen Regiment, sondern ließen zudem den Vater in den Augen der Töchter als „Memme“ oder „Trottel“ erscheinen.

Das männerfeindliche Verhalten der Mutter, meint eine der Prostituierten, habe „sich natürlich etwas auch auf uns übertragen“ — „wir hassen zwar keine Männer, aber lieben tun wir sie auch nicht“. Doch haben auch die Mütter bei den Mädchen keinen Stein im Brett.

Denn mit ihnen, ihren einstigen Unterdrückerinnen, können sie sich nicht identifizieren. Zwar neigen sie dazu,

deren herrschsüchtige Züge zu übernehmen; dagegen lehnen sie es ab, wie jene die Rolle der Gattin und Hausfrau zu spielen.

Lieber bleiben sie allein und ungebunden: „Meine Freiheit möchte ich nicht aufgeben.“ Leben sie dennoch mal mit einem Mann zusammen, ist es meist eine Gemeinschaft auf Widerruf: „Wenn er nicht pariert, wird er wieder rausgeschmissen.“

Von den 20 befragten Mädchen vertrat nur eines die traditionelle Ansicht, „daß die Frau sich dem Mann unterordnen solle“. Und die meisten kommen inzwischen auch ohne „Beschützer“ aus — männliche wie weibliche übrigens: Neuerdings, so zeigen die Interviews, versuchen gelegentlich auch Frauen, sich in der Zuhälter-Zunft durchzusetzen.



Autorinnen Gunda Schumann, Rose-Marie Giesen: „Langer Marsch durchs Milieu“

Gelingt es ihnen, so wollen sie meist „ganz deutlich zeigen, daß sie so gut wie 'n Mann“ sind. Speziell in Frankfurt, wissen die Mädchen zu berichten, sei es längst keine Seltenheit mehr, daß Zuhälterinnen mit den männlichen Kollegen einträchtig am Spieltisch zocken und, wie üblich im Metier, ab und zu „auch ihre Bräute zusammenschlagen“.

Begreiflich, daß die Prostituierten für diese Art weiblicher Gleichberechtigung wenig übrig haben. Aber auch mit den eher bürgerlichen „Emma“-Emanzen haben sie nicht viel im Sinn. Im Diskussionskreis betulicher Frauengruppen werden die Freudemädchen teils wie exotische Fabeltiere bestaunt, teils moralisch abgekanzelt („Wie kannst du so was machen, das ist völlig antifeministisch!“), während die Prostituierten ihre Gegenspielerinnen für reichlich zimperlich und vor allem für „fürchterlich ängstlich“ halten.

Zwiespältig ist dagegen die Einstellung der befragten Mädchen zur gleichgeschlechtlichen Liebe. Wie die beiden Forscherinnen, die sich selbst als Lesben-Paar vorstellen, bei der Befragung ermittelt haben, finden immerhin elf der 20 Frauen weibliche Kunden „angenehmer“, freilich auch „anstrengender“. Es sei, meint eine, halt „schwieriger... 'ne Frau zu befriedigen als 'nen Mann“ — „bei meinen Männern, da hab' ich nicht so viel zu tun“. Nur drei der Prostituierten lehnen lesbische Kontakte strikt ab.

Ganz privat, meinen die Berliner Autorinnen, sei jedoch ein Teil der Mädchen unverdrossen auf der Suche nach einem „Idealmann“ — aller sonstigen Männerverachtung zum Trotz. Daß etwa die Männer ihrerseits Prostituierte durchweg verachten, wollen sie

nicht glauben; Vorurteile, erklären sie, gebe es viel häufiger beim eigenen Geschlecht.

Eher fürchten sie, daß der männliche Bedarf nach gewerblichen Liebesdiensten allmählich abnehmen könnte. Spürbar schlechter, so die Sex-Profis, gehe das Geschäft, seit die Sitten allgemein immer lockerer werden: „Die meisten haben es ja gar nicht mehr nötig, in den Puff zu gehen.“

Und die übrigen kommen zunehmend mit ausgefallenen Wünschen. Auch „Typen, die das früher nicht gemacht haben“, berichtet eine der Prostituierten, „wollen dann mal 'ne Frau fesseln“.

Die Freudemädchen, zu immer stärkerer Spezialisierung gezwungen, sehen den Geschmackswandel ihrer Kunden mit Verdruß: „Ich glaube“, klagte eine, „die sind alle übersättigt.“